

Apparat mit einigen wenigen Griffen in einer geheimen Zelle irgendwo auf der Welt zum Aufbau oder zur Vernichtung gelenkt werden kann, wenn der Mensch, der diese Griffe bedient, ein Verbrecher ist, ein Unhold, ein Luzifer, was dann?

## ALFRED MOMBERT

Das Gesamtwerk dieses Einsamen, der vor 1933 der preußischen Dichter-Akademie angehörte und dessen Bücher später verboten wurden, eine mythologische Schöpfung von heute noch kaum zu ermessender Tiefe, wird hoffentlich eines Tages wieder sichtbar werden. Mombert, der Dichter der „Schöpfung“, der drama-

tischen Trilogie „Aon“, des Gedichtwerkes „Der Denker“ wurde 1872 in Karlsruhe geboren. 1940 wurde er von der Gestapo verschleppt, später von Freunden in die Schweiz gerettet, wo er 1942 gestorben ist. — In einer BE-TRACHTUNG, die vor 1933 in der „Literarischen Welt“ erschienen ist, heißt es:

Wer statt am Fluß im Bergwald spaziert, der gerät manchmal vor einen Ameisenhaufen. Gerade hat ein böser Junge in diabolischer Chaoslust mit seinem Stecken darin herumgestochert und sich dann in die Büsche verzogen. Nun geht es hier drunter und drüber! Die Ameisen rennen irrsinnig durcheinander. Erst vorwärts — dann rückwärts. Wer die Ameisensprache versteht, kann sie jammern hören: „Das Weltall eingestürzt“, „Untergang des Abendlandes“, „Kulturbruch“, „Keine Schönheit mehr“.

Kommt man nach einer Weile wieder dort vorüber, so ist schon wieder alles in Ordnung gebracht und neu aufgebaut; und das Ameisenleben geht seinen geregelten Gang.

Die „Herrscher über die Naturkräfte“: die Herren Europäer: — Sollten sie unfähiger sein? — —

\*

Aus dem seinerzeit erschienenen Auswahlband von Momberts Lyrik hier eine kurze Probe:

*Ich war nicht Haupt und nicht Hand,  
Ich war ganz Feuer, Glut und Brand.  
Ein Wagen rollte über die Wogen,  
Hingestreckt lag ich bewußtlos drinnen,  
Nur das Brausen des Meeres drang zu meinen Sinnen,  
Und die grauen Tiere, die mich überflogen,  
Groß wie frühe Morgenewigkeit.  
Und der Glanz dann unter den spritzenden Räderbogen.*

*Ich lag in ungetroffenen Schöpfungstürmen.  
Noch war kein Gewölbe aufgerichtet,  
Mein Auge ins tiefe Innere gerichtet.  
Ich hörte die schweren Wogen des Geistes  
Brausend an unsichtbare Küsten stürmen.  
Manchmal: ich wußte, meine Lippe glänzte.  
Manchmal: ich fühlte, wie mein Augenlid sich hob.  
Dann sah ich einen brennenden Scheiterhaufen;  
Hochdrauf ein nacktes Weib in Posaunenpracht.*

*Als noch nichts war und nichts stand,  
Lag schon darüber meine große Hand.  
Denk ich an jene ungeheure Zeit,  
Stürzt mir mein Herz ins Meer vor Seligkeit,  
Daß große Sonnen heiß dichtdrüber schweben  
Und mir mein Schöpferglück zu fühlen geben.*

## JOSEF MÜHLBERGER

Über Mühlbergers erste Erzählung: „Die Knaben und der Fluß“ schrieb Hermann Hesse: „Es werden jeden Tag neue Dichter gepriesen, aber hier ist wirklich einer. Die Erzählung ist nicht gewollt, nicht gemacht, nicht gekonnt — sie ist da wie eine Vogelmelodie. Man liebt das Buch nach der ersten Seite. Es ist die schönste und einfachste Dichtung, die ich seit langer Zeit gelesen habe.“ Mühlberger

schrieb außerdem einen Roman „Die große Glut“, Gedichte und Dramen. 1936 wurde ein Schreibverbot gegen ihn erlassen; neuere Arbeiten von ihm brachte die in Lorch erscheinende Zeitschrift „Aussaat“. Dem Insel-Almanach auf das Jahr 1936 entnehmen wir eine an Stifters eindringliche Darstellungsart erinnernde Naturbetrachtung des bedachtsamen Prosa-künstlers und Dichters — „DER FELDRAIN“:

Was ist denn schon viel an einem Feldrain, diesem dürren Stein- und Sandwall mit den spärlichen Kräutern und dem verdächtigen Geraschel und Geknister! Er ist etwas Nebensächliches, gewissermaßen Zufälliges am Weg entlang zwischen dem blauen Kornfeld und den breiten Wiesen, auf denen eben das erste Heu duftet. Man hat hier Steine aus den Feldern zusammengeworfen oder den Acker des Hanges durch eine Mauer dämmen müssen oder hat einen Fahrweg gebraucht — gleich hat sich allerlei Unkraut festgesetzt, das nicht einmal dicht genug wächst, daß man es abhaun könnte; die Sichel würde mit jedem Schlag eine Scharte bekommen. So ein Feldrain ist etwas richtig Nichtsnutziges.

Es ist wahr, es ist zunächst lange Zeit darauf nichts los; Schnee und Eis liegen noch zwischen den Steinen, wenn aus dem verwesenden Laub des Waldes längst die blauen Sterne des Leberblümchens leuchten und auf den feuchten Wiesen die Himmelschlüssel in üppigen Dolden stehen. Selbst zur Veilchenzeit, auch dann noch, wenn das weißliche Violett des Wiesenschaumkrautes alles Grün überdeckt, ist so ein Feldrain noch immer schmierig, grau und leblos. Seine Zeit kommt mit dem Sommer. So in den Tagen, wenn das Gras reif zu werden beginnt und die Wiesenblumen abblühen. Wenn dann die Landschaft hügelab, hügelab einformig grün zu werden anfängt, durchweht von den ersten Zeichen des Gilbens, erwacht der Feldrain. Da blüht alles langsam und bescheiden aus dem Sand und zwischen den Steinen hervor, darum vermögen auch Kraut und Blüte der größten Hitze zu trotzen. Ja, das kleine Zeug freut sich geradezu auf Dürre und Sonnenglut. An den Sand darf man gar nicht rühren, gleich fängt er an zu rieseln; so trocken ist er. Der Feldrain leuchtet vor Freude und Wohlbehagen. Die gelben Dolden der Wolfsmilch, der sommerblaue Günsel und die funkelnde Pechnelke, die fallen selbst dem auf, der flüchtig vorbeigeht. Aber unsichtbar regt sich ein vielfaches Leben: bescheidene Kräuter und Blüten, die klein und hart, aber zäh sind und lustig und munter bleiben, wenn die Landschaft, selbst bis in die Wälder hinein, matt und erschöpft liegt. Dann schlägt es uns aus dem Feld-